

während des Betens des „Totius-quotius-Ablasses“ im Friedhof bei der Kirche die Mutter Gottes erscheint. Auch wenn da und dort skeptische Stimmen hörbar werden, sind nicht wenige Bürger des Ortes von den wunderbaren Ereignissen fasziniert. Ein Kult entsteht, Wallfahrten setzen ein.

Dass die staatlichen Behörden in der NS-Zeit Maßnahmen gegen den beginnenden Kult ergriffen, war zu erwarten. Die Verfasserin kann jedoch auf Grund der Akten zeigen, dass die Reaktion auf Seiten der Vertreter des Regimes keineswegs einheitlich war, womit sie einen wichtigen Beitrag zur „gelebten Geschichte“ dieser Zeit leistet. Während die örtlichen Behörden sich oft nur halbherzig gegen die Erscheinungen aussprachen und selbst Repräsentanten der Partei sich ausdrücklich zur Kirche bekannten, ging das Geheime Staatspolizeiamt in Berlin scharf gegen die Kundgebungen am Friedhof zu Heede vor und verfügte eine psychiatrische Untersuchung der Mädchen. Nicht uninteressant ist jedoch, dass der behandelnde Arzt, der sich im Unterschied zu vielen seiner Kollegen auch gegen die Tötung von geistig Behinderten aussprach, vernünftig argumentierte. Völlig anders einzustufen ist das Vorgehen der Gestapo, in deren Maßnahmen sich die kirchen- und religionspolitischen Zielsetzungen führender Männer des Regimes, angefangen von Alfred Rosenberg, spiegelten. Diesen Zielsetzungen ist ein langer, allerdings da und dort (etwa in dem Exkurs über Therese Neumann) zu weit ausufernder Abschnitt der Arbeit gewidmet.

Die Erscheinungen von Heede riefen jedoch auch die kirchlichen Behörden auf den Plan, deren Vertreter mit wenigen Ausnahmen den Ereignissen zurückhaltend begegneten, und zwar sowohl in den Jahren nach der ersten Erscheinungsphase bis zum Ende des NS-Regimes wie in der Zeit danach. Gegner und Befürworter der Erscheinung standen einander, verkörpert einerseits im Diözesanbischof, andererseits im Ortpfarrer von Heede, wenig veröhnlich gegenüber, und es dauerte bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts, bis schließlich in einem Kompromiss zwischen dem Bischof mit seiner Weisungsbefugnis und dem wundergläubigen Volk Heede (wie ähnlich Heroldsbach oder Marienfried bei Neu-Ulm) als „Gebetsstätte“ anerkannt wird.

Für die Autorin bilden diese Auseinandersetzungen den Beweis für die eingangs aufgestellte These, dass auch im zwanzigsten Jahrhundert der Glaube an außergewöhnliche Erscheinungen, zumal an Marienerscheinungen, in Deutschland wesentlich zur Volksfrömmigkeit gehört. In gleicher Weise sieht sie bestätigt, dass das katholische Milieu nicht

einheitlich ist, sondern dass starke systemimmanente Spannungen bestehen, die in den Auseinandersetzungen zwischen den kirchlichen Amtsträgern und den Anhängern des Wunderglaubens zum Ausdruck kommen. Die Frage ist allerdings, ob diese These für den deutschen Volkskatholizismus tatsächlich zutrifft oder ob nicht zum Mindesten vereinfachend argumentiert wird, zumal wenn Traditionslinien bis in die jüngste Gegenwart hinein gezogen werden. Was für Apulien und Neapel noch Gültigkeit besitzen mag, dass nur der gut katholisch ist, der an das Januariuswunder und an Padre Pio glaubt, gilt heute nicht unbedingt für die Volksfrömmigkeit in Deutschland. Mit anderen Worten: unter den zahlreichen frommen Wallfahrern, die nach Maria-Vesperbild pilgern, sind viele, die zwar an der dortigen Lourdesgrotte den Rosenkranz beten und die Beichtstühle belagern, aber deswegen noch lange nicht nach Medjugorje fahren. Hinsichtlich Heroldsbachs kann der Rezensent, der den Heroldsbachrummel nach dem Zweiten Weltkrieg aus nächster Nähe miterlebt hat, bestätigen, dass es sich bei den hartnäckigen Anhängern der Erscheinungen häufig nicht um einfältige fromme Gläubige, sondern um exzentrische wundersüchtige Betschwestern gehandelt hat. Was jedoch das Engelwerk anlangt, so ist dieses primär nicht ein Produkt der Volksfrömmigkeit, sondern trug von Anfang an elitäre Züge und wandte sich vorwiegend an Priester und Akademiker. Die „Mutter“ des Werkes Gabriele Bitterlich war eine hoch gebildete Frau, die sehr wohl mit der Kabbala vertraut war, und die Gnosis des Engelwerkes hatte denn auch mehr Ähnlichkeit mit der Kabbala als mit der Volksfrömmigkeit. Alles in allem: selbstverständlich gab es und gibt es innerhalb des katholischen Milieus zahlreiche Mikromilieus, ja man fragt sich, ob für die Katholiken der Milieubegriff im Sinne eines Lepsius im Zwanzigsten Jahrhundert überhaupt noch greift. Aber um dies zu veranschaulichen, scheint die Bezugnahme auf die Stellung des Kirchenvolkes zu Marienerscheinungen – jedenfalls für die Zeit nach 1950 – nur bedingt stichhaltig.

Wien

Otto Weiß

von Hauff, Adelheid M. (Hrsg.): *Frauen gestalten Diakonie. Bd. 2: Vom 18. bis zum 20. Jahrhundert.* Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2006. 467 S. ISBN 3-17-019324-4.

Es ist unübersehbar: Frauenbiographien haben auf dem theologischen Literaturmarkt Konjunktur. Dabei wird zumeist in Sammelwerken der spezifische Beitrag von Frauen zur

Entwicklung der religiösen und kirchlichen Kultur gewürdigt. Diesem Trend folgt auch der von Adelheid von Hauff herausgegebene zweite Band der Reihe *Frauen gestalten Diakonie*, der – nachdem der erste Band den Bogen von der biblischen Zeit bis zum Pietismus spannte – nun Frauengestalten aus dem 18. bis 20. Jahrhundert in den Blick nimmt. Flankierend dazu hat die Pädagogin von Hauff Unterrichtsmaterialien für die Klassen 1–6 sowie die Sekundarstufe 1 entwickelt.

Erklärtes Ziel von Hauffs ist es, besonders solche Frauenfiguren vorzustellen, „die aus eigenem Antrieb heraus“ in der Diakonie tätig wurden und damit dem nach wie vor verbreiteten Klischee selbstlos dienender Diakonissen widersprechen (S. 11). Aus diesem Grund fanden auch die Lebensbeschreibungen Friederike und Karoline Fliedners keinen Eingang in den Sammelband. Welche Schwierigkeiten es zuweilen aber bedeutet, das Auswahlprinzip konsequent zu verfolgen, zeigt etwa der Beitrag über Wilhelmina Clasina Blazejewski. Sie gründete Ende des 19. Jahrhunderts gemeinsam mit ihrem Mann im ostpreussischen Borken ein Schwesternhaus der Gemeinschaftsbewegung. Blazejewski fand im vorliegenden Sammelband vor allem deswegen Berücksichtigung, da sie in der kirchenhistorischen Forschung bislang eher unbekannt geblieben ist.

Insgesamt versammelt der Band 35 Lebensbilder. Sie zeigen, wie unterschiedlich die Motivlagen für diakonisches Engagement von Frauen sein konnten und zugleich wie mannigfaltig ihre Tätigkeitsfelder und Ansätze zur sozialen Arbeit im kirchlichen Raum ausfielen. Der Sammelband liefert damit wichtige Einblicke in Lebensentwürfe von Frauen in der Diakonie der vergangenen drei Jahrhunderte. Dieser Eindruck verstärkt sich noch einmal durch die internationale Perspektive, die von Hauff auf das Thema Frauen in der Diakonie wirft. So beschränkt sie sich nicht allein auf die Präsentation diakonisch engagierter Frauen aus Deutschland, sondern bezieht u. a. die USA, England, Frankreich, Schweden, Österreich, die Schweiz, das Baltikum und die Slowakei ein. Allerdings versäumt von Hauff dabei, auf die besondere historiographische Herausforderung, die das Nebeneinander unterschiedlicher politischer, gesellschaftlicher und religiöser Kulturen bedeutet, in ihrem Geleitwort konzeptionell einzugehen.

Ebenso vermisst man die Einbettung der Biographien in die aktuellen Diskussionen auf dem Feld der kirchenhistorischen und historischen Genderforschung. So führt etwa schon die chronologische Anordnung der Biographien sofort vor Augen, dass sich die weibliche Diakonie seit Beginn des 20. Jahrhunderts im

Niedergang befand; nur knapp ein Drittel der vorgestellten Frauengestalten entfaltete ihre Wirksamkeit nach dem Ersten Weltkrieg. Über die Ursachen dieses Niedergangs werden die Leser und Leserinnen des Buches indes weitgehend im Unklaren gelassen.

Sollen Buchprojekte – über den Aspekt des Bewahrens und Erinnerns an den vielfältigen Beitrag von Frauen in der Diakonie hinaus – die kirchenhistorische Genderforschung auch methodisch und inhaltlich voranbringen, so werden sie an einer eingehenderen Reflexion ihres Gegenstandes, der Entwicklung übergreifender Fragestellungen künftig nicht vorbeikommen.

Bochum

Beate von Miquel

*Feldmann, Christian: Papst Benedikt XVI. Eine kritische Biographie.*, Reinbek b. Hamburg, Rowohlt Verlag, 2006, 255 S., Abb., Geb., 3–498–02115–3.

Nach den beiden spektakulären Deutschlandbesuchen Papst Benedikt XVI., dem Besuch des Weltjugendtags 2005 in Köln sowie der Reise durch Bayern im September 2006, sind Publikationen über den deutschen Papst auf dem Markt wohlfeil. Katholische Verlage produzieren ein Hochglanz-Buch nach dem anderen. Schon jetzt nimmt die öffentliche Wahrnehmung dieses Papstes hagiographieähnliche Züge an. Angesichts dieser Jubel-Publikationen tut Ernüchterung gut, kritische Distanz. Der Journalist Christian Feldmann legt eine „Kritische Biographie“ über „Papst Benedikt XVI.“ vor, und zwar nicht in einem katholischen, sondern in einem säkularen Verlag: bei Rowohlt in Hamburg.

Bei Feldmann, Jahrgang 1950, handelt es sich um einen „Insider“. Schon der erste Satz des Buches, zum Auftakt eines „persönlichen Vorworts“, lautet: „Er war mein Lehrer“. Feldmann kennt Ratzinger aus Studienzeiten an der Universität Regensburg. Er hat bei ihm Vorlesungen gehört, hat viele seiner Bücher gelesen, kennt Anekdoten und Witzchen rund um den schon damals berühmten Professor. Und vor allem: Feldmann hat Ratzingers atemberaubenden Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie biographisch mit verfolgt: vom Regensburger Dogmatiker zum Erzbischof und Kardinal in München und schließlich zum Präfekt der römischen Glaubenskongregation.

Und weil hier ein Insider nachkonziliarer katholischer Kirche und Theologie schreibt, bestehen neun der vierzehn Kapitel in der detaillierten Rekonstruktion des zwiespältigen Wirkens von Ratzinger in kirchlichen Machtpositionen. Kapitel 1 und 2 sind den bayeri-